

Zur Tragik des perfekten Kindes

Gibt es heutzutage tatsächlich mehr Kinder mit speziellen Begabungen als früher? Sind Kinder generell gescheiter geworden – oder werden sie von den Eltern so gefördert und geformt?

Text: Margrit Stamm

Kürzlich besuchte ich eine zweisprachige Kita. Ich bat die Kinder, etwas von sich zu erzählen. Erwartet hatte ich – weil dies für Drei- und Vierjährige üblich ist – sie würden mir etwas zu ihrem Aussehen, ihren Besitztümern oder zu ihrem Alltagsverhalten erzählen. Beispielsweise, dass sie bereits die Socken oder die Schuhe alleine anziehen oder einen besonders hohen Turm mit Bauklötzen bauen könnten. Umso erstaunter war ich, als ich mehrheitlich ganz Anderes zu hören bekam. So zeigte mir der dreijährige Kevin mit sichtlichem Stolz sein englisches Babar-Buch, aus dem er mir sogleich einzelne Wörter vorzulesen begann. Die vierjährige Lina wiederum wollte mir unbedingt demonstrieren, dass sie bereits ohne Finger bis über zehn rechnen könne. Und der ebenfalls vierjährige Yves berichtete mir, dass er schon einmal ganz allein mit dem Flugzeug nach New York zu seinem Vater geflogen sei.

Solche Beispiele bestätigen uns in der Annahme, dass es heute mehr «Wunderkinder» gibt als je zuvor. Natürlich nicht gerade kleine Mozarts oder Federers, aber Kinder, die bereits in der frühen Kindheit zu aussergewöhnlichen Leistungen fähig sind, die wir normalerweise erst viel später erwarten. Was steckt hinter diesem Phänomen? Sind Kinder generell gescheiter geworden? Oder sind es vor allem die Eltern, die ein perfektes Kind wollen?

Handverlesene Frühförderung

Frühförderung ist tatsächlich «in». Die Vielfalt an Förderangeboten ist riesig, die Nachfrage ebenfalls. Auch die Anzahl der Früheinschulungen steigt massiv an. Im Kanton Zürich hat sich die Quote in den letzten Jahren versechsfacht, im Kanton Aargau mehr als verdoppelt. Leider hat diese Frühförder-Medaille auch eine andere Seite, die etwas weniger glänzt: Von durchschnittlich fünf früh eingeschulten Kindern bestehen drei die Probezeit nicht. Sie

müssen wieder zurück, das heisst, wieder in die Krippe oder wieder von der Familie betreut werden. Für das Kind ist dies ein Drama, für die Eltern eine Kränkung.

Allgemein jedoch sieht das Aufwachsen für einen Grossteil der heutigen Kinder ganz gut aus. Noch nie sind so viele von ihnen in gebildete und hoch- oder höchstqualifizierte Familien hineingeboren worden (Stamm, 2010).

«Kinder sind heute mehrheitlich genau geplante Wunsch- und keine Schicksalskinder mehr.»

Noch nie zuvor sind so viele von ihren Eltern dermassen geliebt worden wie heute. Die Erziehung ist fürsorglich und angstfrei, die Kinderzimmer sind schön ausgestattet, und die Eltern fahren ihren Nachwuchs regelmässig ins Hockey, zum Tennis, in die Musikstunde oder ins Kunstturnen. Kinder spielen heute nicht mehr im Wald, auf der Strasse oder im Hinterhof, sondern sie werden von ihren Eltern handverlesen verabredet. Das Gute daran ist, dass es keine Banden und keine Prügeleien mehr gibt. Aber Kinder lernen auch nicht mehr, mit Kindern klarzukommen, die nicht ihrem Herkunftsmilieu entsprechen. Sie müssen keine langweiligen Nachmittage zu Hause verbringen oder die gehassten Besuche bei Verwandten über sich ergehen lassen. Ihre Eltern sorgen immer für Beschäftigung, sprich Frühförderung, wenn es auch nur der Zirkus, das Museum oder das Konzert ist.

Von Schicksals- und Wunschkindern zur «VIB-Familie»

Kinder sind heute mehrheitlich genau geplante Wunsch- und keine Schicksalskinder mehr (Ahnert, 2010). Hat die Karriere erst einmal geklappt, dann steuern Paare immer häufiger das «Projekt Baby» an. Wenn das nicht in der gewünschten Zeit gelingt, dann erfüllt die Reproduktionsmedizin persönliche Bedürfnisse

und individuelle Wünsche durch die Inanspruchnahme von Samen- und Eizellspenden oder Leihmutterchaften (Beck-Gernsheim & Beck, 2011). Ist das Wunschkind einmal da, dann wird von Anfang an alles getan, um ihm die besten Entwicklungsvoraussetzungen zu schaffen. Nichts ist zu teuer, um es zum Statussymbol und zum perfekten Kind zu machen. Lernvideos, zweisprachige Kindermädchen und Musikpädagogen gehören ab Geburt dazu. In der aktuellen Studie von Dziemba und Steinle (2007) «Lebensstile 2020» werden diese Eltern «VIB-Familien» genannt (VIB = Very Important Baby). Ein solches Baby hat in der Regel wenig oder keine Geschwister. Dafür hat es Eltern, die alles tun, damit es sich so entwickelt, wie sie dies wünschen. Für das Kind ist das hart: Es muss nicht nur die Erwartungen seiner Eltern schultern und ihrer Selbstverwirklichung dienen, sondern auch eine



SUPER THEO, eine Erziehungskomödie von Katja Früh und Patrick Frey, Casinotheater Winterthur

frühe und intensive Förderung über sich ergehen lassen. Die Tragik des perfekten Kindes ist es, ein Juwel werden zu müssen, das glitzert und glänzt egal ob, wie und wie viel man an ihm herumschleifen muss.

Outsourcing an den Spezialisten

Es erstaunt deshalb nicht, dass viele Eltern Angst haben, ihr Kind könne etwas nicht, das von ihm erwartet wird und das es gegenüber anderen auszeichnet. Der Philosoph Alain de Botton (2004) bezeichnet diese Furcht als Statusangst: die Angst der Eltern vor dem Statusverlust, die Angst davor, als Verlierer dazustehen, wenn das Kind nicht so viel kann wie die anderen auch. Im Hinblick auf den Schuleintritt kommt das Phänomen hinzu, das Kindergärtnerinnen «Bildungsangst» nennen. Sie verdeutlicht, wie sehr viele Eltern bereits beim Eintritt ihres Sprösslings in den Kindergarten unter Druck stehen, dass ein mögliches Scheitern des Kindes abgewendet werden kann, um nicht zum eigenen Scheitern zu werden. Verstärkt wird dieser Druck durch die Angst, die Liebe des Kindes verlieren zu können. «Bin-

dungsangst» könnte man dieses Phänomen nennen (Führer, 2007). Zwar hat der Schriftsteller Jean Paul einmal gesagt, mit einer Kindheit voll Liebe könne man ein halbes Leben lang in der kalten Welt auskommen. Nur, von Angst besetzte Elternliebe kann auch ein Zuviel des Guten sein. Wer sein Kind eng kontrolliert, übertrieben beschützt und zu viel und vor allem bedingungslose Liebe will, nimmt ihm die Möglichkeit, selbstständig zu werden. Ein solches Zuviel an Nähe, auch Überbehütung (*overprotection*) genannt, kann gravierende Folgen haben.

Sich nicht zu stark mit dem Kind zu identifizieren und es nicht zu stark überzubehüten, fällt vielen Eltern schwer. Sie empfinden sich als Versager, sobald erste Konflikte auftauchen. Auch die Trauer um das ideale Kind, das man nicht bekommen hat, wächst. Dies zeigt sich in der zunehmenden Tendenz, bei jeder Schwierigkeit einen Spezialisten aufzusuchen. In diesem Rückgriff spiegelt sich die Angst, mit Schwierigkeiten konfrontiert zu werden, welche die Vorstellung vom perfekten Kind angrei-

fen. Wenn die Erzieherin in der Krippe sagt, dass das Kind jetzt doch eigentlich krabbeln sollte; wenn die Zweijährige zwar bereits 150 Wörter spricht, aber lispelt; wenn die Kindergärtnerin sagt, dass das Kind ein wenig schüchtern sei oder dass es sich etwas schlecht durchsetzen könne – dann wird sogleich eine Fachperson aufgesucht. Man übergibt das Kind heute einem Spezialisten, wie man sein Auto in die Garage zum Service bringt. Die Fachleute sollen sich um die Probleme des Kindes kümmern, wenn man sich selbst nicht kompetent genug fühlt. Gerade deshalb kann eine Diagnose – etwa ADHS oder «Late Talker» (späte Sprecher) – ungemein entlastend sein, weil man etwas wieder reparieren kann und nicht bei sich selber ansetzen muss. Die Tragik des modernen Kindes ist die, dass es übt und übt, zum Ergotherapeuten und ins Ballett geht, aber es doch irgendwie nicht perfekt scheint. Trotz mehr Input, bleibt der ersehnte Output aus. Remo Largo verwendet für dieses Phänomen die Metapher: «Ein Kind, dem man mehr zu essen gibt, wird nicht größer. Es wird bloss dick.»

Was ist mit unseren Kindern los?

Blicken wir in die Statistiken, dann sind perfekte Kinder offenbar relativ rar. Trotz all der Aufmerksamkeit scheint es vielen Kindern nicht besonders gut zu gehen: Etwa ein Drittel der Sechsjährigen geht in eine Sprach-, Ergo- oder andere Therapie. Der Anteil der Kinder mit Sprachstörungen steigt kontinuierlich an, und auch die verhaltensauffälligen Kinder werden unter den Jungen (ca. 18%) und den Mädchen (ca. 10%) immer zahlreicher. Dann kommt noch die ADHS-Diagnose dazu, die heute ca. 5% der Kinder betrifft. Bis zu 3% der Vorschulkinder sind depressiv und bis zu 10% der Schulkinder leiden an Schul- und Prüfungsangst (Largo & Jenny, 2005). Tendenz steigend. Man mag zwar einwenden, dass es doch ein unglaublicher Fortschritt ist, wenn man heute solche differenzierten Diagnosen stellen und all die Störungen therapieren kann. Das stimmt selbstverständlich, doch belegen viele klinischen Studien, dass solche Symptome eine Folge des überbehütenden Lebensstils ist, der ständig kindliche Bedürfnisse verletzt. Was diesen Kindern fehlt, sind oft nicht Therapien, sondern eine Welt, die sie nimmt, wie sie sind.

Überbehütete Kinder leiden besonders stark an der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben, wie sie etwa der Schuleintritt oder die Integration in eine Gleichaltrigengruppe darstellen. In der Pubertät lehnen sich dann viele von ihnen gegen das gläserne Gefängnis der Überbehütung auf und suchen sich Freiräume in anderen Verhaltensweisen, in Provokationen, Gesetzesüberschreitungen oder in riskanten Verhaltensweisen.

Was brauchen Kinder – was können Eltern tun?

Kinder brauchen Grenzen. Deshalb ist es eine der wichtigen Aufgaben der Eltern, den Kindern ihre Rolle klar zu machen. Da sich Vorschulkinder entwicklungspsychologisch gewaltig überschätzen, kann eine überbehütende und überfördernde Erziehung Überforderung und Frustration zur Folge haben. Besonders problematisch ist dies deshalb, weil eine solche Erziehung die Kinder fühlen macht, dass sie nur etwas Wert sind, wenn sie produktiv, leistungsbereit und funktionstüchtig sind.

Was brauchen Kinder, und woran sollten sich Eltern orientieren? Der grosse Pädagoge Janusz Korczak (2002) hat in seiner «Charta der Menschenrechte für Kinder» drei Rechte

formuliert: das Recht des Kindes auf seinen Tod (d.h., dass das Kind aus Angst, es zu verlieren, nicht überbehütet werden darf); sein Recht auf den heutigen Tag (d.h., dass die Kindheit ein autonomes Stadium im Hier und

«Was diesen Kindern fehlt, sind oft nicht Therapien, sondern eine Welt, die sie nimmt, wie sie sind.»

Jetzt und nicht auf die Zukunft ausgerichtet sein soll) sowie sein Recht, zu sein wie es ist (d.h.: dass jedes Kind ein einmaliges und unvergleichliches Wesen ist und das Recht auf seine individuelle Entwicklung hat). Eltern können ihrem Kind am meisten mit auf den Weg geben, wenn sie es so akzeptieren, wie es ist und ihm auch das Recht zu scheitern zugestehen. Derartige Erfahrungen stärken das Selbstwertgefühl und machen Kinder und Jugendliche stark und widerstandsfähig. Widerstandsfähigkeit meint, am eigenen Scheitern wachsen zu können, wenn die Eltern Unsicherheiten und Fehlschläge zu ertragen imstande sind.

Solche Gedanken verweisen auf eine ziemlich simple Sache, die unsere wissenschaftliche Pädagogik mehr und mehr zu vergessen scheint: Kinder zur Abwechslung einfach einmal wachsen, verweilen und spielen zu lassen. Eltern hätten dann vermehrt Zeit, sich zu fragen, ob und was sie an sich selbst ändern könnten, damit sie ihr Kind so akzeptieren lernen, wie es ist.

>>> Das Literaturverzeichnis finden Sie unter www.4bis8.ch/downloads. <<<

Prof. Dr. Margrit Stamm

ist Professorin für Erziehungswissenschaft und Inhaberin des Lehrstuhls für Sozialisation und Humanentwicklung an der Universität Fribourg. Sie leitet zudem das von ihr gegründete «Universitäre Zentrum für frühkindliche Bildung Fribourg ZeFF»